

INTERVIEW

mit Bernhard Purin, Chef des Jüdischen Museums in München

„Ein Museumsbesuch soll keine Katharsis sein“



Als Leiter des Jüdischen Museums Fürth erregte der Kulturwissenschaftler einst Unmut bei der jüdischen Gemeinde, weil er Religion und Holocaust nicht in den Fokus seines Konzepts rückte. Auch in der ehemaligen Hauptstadt der Bewegung zeigt der gebürtige Österreicher primär „das Leben und nicht das Sterben von Juden“, setzt auf „nicht religiöse Darstellungsformen“ und hat das vor drei Jahren eröffnete Jüdische Museum als „säkularen Ort“ für die zweitgrößte jüdische Gemeinde Deutschlands etabliert. Seine Beweggründe erläutert er im Gespräch.

*Interview:
Aleksandra Majzlic*

Erste Pläne für ein Jüdisches Museum Ende der Zwanzigerjahre verliefen im Sande. 1989 richtete der Galerist Richard Grimm dann ein Jüdisches Museum in der Maximilianstraße ein – auf 28 Quadratmetern. Nach zehn Jahren wanderte die Sammlung in die Reichenbachstraße. Erst als die Israelitische Kultusgemeinde plante, ihre Hauptsynagoge und das Gemeindezentrum am Jakobsplatz zu bauen, realisierte die Stadt ihr Museumsprojekt. Bisher lockten die Ausstellungen etwa 150.000 Besucher an.



Das Jüdische Museum München (links) und die Synagoge „Ohel Jakob“

ML: Im Zuge der Museumseröffnung hätte sich Charlotte Knobloch eine stärkere konzeptionelle Einbindung gewünscht. Wie ist das Verhältnis zur Israelitischen Kultusgemeinde München heute?

Bernhard Purin: Wir arbeiten im Rahmen von Projekten immer wieder zusammen. Beispielsweise bei der von uns initiierten Ausstellung „Hast Du meine Alpen gesehen? Eine jüdische Beziehungsgeschichte“ im Alpinen Museum ist die Kultusgemeinde mit im Boot.

ML: Sie bieten als einziges Münchner Museum einen Besucherservice an. Wie ist die Resonanz darauf?

Bernhard Purin: Sehr gut, jeder zweite Eintrag in unserem Gästebuch nimmt darauf Bezug. Während des laufenden Betriebes sind immer drei Besucherbetreuer im Haus unterwegs. Sie drängen sich nicht auf, beantworten aber gerne Fragen. Das ist besonders wichtig, da wir ja doch schwierige Themen behandeln und die meisten der deutschen Besucher nichtjüdisch sind, was schon allein am zahlenmäßigen Verhältnis von Juden und Nichtjuden in der Bevölkerung liegt. Gleichzeitig ist unser Museum ein Treffpunkt für Juden, die nach einem säkularen Ort abseits der Synagoge suchen. Wissenschaftler sehen den Gründungsursprung in Amerika von Jüdischen Museen übrigens auch in diesem Bedürfnis begründet und haben gesagt: „Die Jüdischen Museen sind die Synagogen für die Juden, die nicht mehr in die Synagoge gehen.“ Und das ist auch ein wenig hier spürbar. Wir sind für Menschen da, die ihr Judentum kulturell und nicht religiös definieren. Denn es gibt ja auch viele nicht religiöse Möglichkeiten, jüdisch zu sein, und das wollen wir mittels der Kunst darstellen.



Die Dauerausstellung im Jüdischen Museum München

ML: Ein Stadtratsbeschluss machte seinerzeit klar, dass das Jüdische Museum München kein Shoah-Museum sein soll. Wie denken die Besucher darüber?

Bernhard Purin: Im Gästebuch finden wir schon immer wieder Fragen wie „Wo bleibt der Holocaust?“. Vor allem nichtjüdische Besucher sind der Ansicht, dass Jüdische Museen Holocaust-Museen sein sollten. Aber wir wollen diese Erwartungen nicht erfüllen. Denn ein Museumsbesuch soll keine Katharsis sein, sondern eine Begegnung mit einer sehr nahe liegenden, aber doch unbekanntem Kultur. Außerdem wird man an vielen Stellen mit dem Holocaust konfrontiert und letztlich lässt sich auch vieles darauf zurückführen. Wenn man beispielsweise hinterfragt, warum die jüdischen Fotografen aus München, die wir in unserer Ausstellung präsentieren, ins Exil gegangen sind.

ML: Als in den Achtzigerjahren die ersten Jüdischen Museen in Deutschland entstanden, war der Holocaust ein zentrales Thema. Was hat sich seither verändert?

Bernhard Purin: Es ist heute nicht mehr umstritten, dass sich Jüdische Museen als Orte definieren, in denen das Leben und nicht das Sterben von Juden gezeigt wird. Die Aufteilung ist klarer geworden, denn beides ist wichtig, die Präsentation von jüdischer Kultur und die Darstellung der Verbrechen der Deutschen, die derzeit beispielsweise die KZ-Gedenkstätte Dachau übernimmt. Und bald werden wir in der Stadt noch das NS-Dokumentationszentrum hinzugewinnen. Thematisch ist das eine Entlastung für uns.

ML: In München leben auch Juden aus den GUS-Staaten. Planen Sie zu diesem Teil der Geschichte eine Ausstellung?

Bernhard Purin: Ja, im nächsten und übernächsten Jahr geht es unter anderem um die Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion. Das ist auch insofern wichtig, weil die Kinder der russischen Zuwanderer als Jüdinnen und Juden einer neuen Generation zunehmend in Deutschland aktiv werden. Deshalb wollen wir ihnen auch bei der Ausstellung 2011/2012 die Möglichkeit zur aktiven Mitarbeit geben, unter anderem bei einem temporären, für ein Jahr geöffneten „Russisch-Jüdischen Heimatmuseum“, das anders als die Jüdischen Museen in Deutschland – unser Haus mit eingeschlossen – Geschichte und Tradition der Mehrheit der heute in Deutschland lebenden Jüdinnen und Juden aufgreifen und vermitteln soll.

Fotos: Stefan Ziemba, Peter Roggenthin und Jüdisches Museum München